

reizende, an der Spitze amüsannt aufgebogene Nase, eine blonde Frisur, die auf Wunsch der Damen alle Haarkünstler kopierten, lange schmale Hände und ein auffallend feines, biegsames Handgelenk. Sie war graziös, immer gut gelaunt, nicht anspruchsvoll, und tadelte es, daß Faber bei den teuersten Schneiderfirmen für sie arbeiten ließ. Jetzt war sie der Star einer Berliner Bühne, aber sie hatte seit langem schon Anträge von Agenten und Filmgesellschaften in New York und Hollywood angenommen, und nur der Krieg war eine Entschuldigung für einen Aufschub, der sehr willkommen war. Sie hatte Faber gern, bei dem Gedanken an die Trennung huschte ein Schatten über die heitere Gegenwartsstimmung, und Faber empfand den Charme eines Liebesverhältnisses, das von dramatischen Zwischenfällen und beengenden Rücksichten frei war, in keiner Minute eintönig wurde oder wie abgestandener Wein erschien. Dabei wußte er, daß es noch etwas Stärkeres

gab als die Gefühle, die sich in den übrigens niemals schwächlichen Umarmungen Dinas ausdrückten, und daß die Natur in manchen Frauen drängender strömte als in Dinas reizender Persönlichkeit. Aber die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß dieser unterirdische Trieb in den Frauen selten so mächtig und übermächtig ist, wie man es den Romanlesern erzählt. Wenn sie Medeen sind, oder auf andere Art die Tragödie der Leidenschaft aufführen, entstehen ihre Handlungen zumeist nicht aus dem unwiderstehlichen Bedürfnis, so zu lieben und geliebt zu werden, sondern aus der Verbitterung der Vereinsamten, aus dem Zorn über einen Wortbruch und aus verletztem Stolz, aus Rachsucht und Eifersucht. Gott sei Dank, Dina Holgers spielte nicht tragische, finstere Rollen und war auch, bei aller liebevollen Anhänglichkeit, kein »crampon«, wie man in Frankreich sagt. Einen Moment lang dachte Faber an eine andere – wahrscheinlich würde sie ihm heute noch begegnen –, und in diesem

Augenblick fragte der Arzt: »Sie zucken ein bißchen ungeduldig, drückt Sie der Verband?«

Als sie jetzt aus dem Salon hereinkam, sah Dina Holgers zu, wie der Arzt dem kunstvollen Verband die letzte Vollendung verlieh. In ihrem Blick lag eine wohltuende Zärtlichkeit. Sie sagte: »Finden Sie es richtig, daß er morgen nach Amsterdam fahren will? Der Minister hätte auch einen anderen schicken können.« Faber tat beleidigt: »Offenbar findet er nicht wie du, daß ich leicht zu ersetzen bin.« – »Dummer Kerl!« Sie vollzog eine Drehung, die ihre Verachtung ausdrücken sollte, und trällerte das Lied aus der *Nitouche*: »Ach der Soldat, ach der Soldat, ach der Soldat war nur aus Blei!« Inzwischen steckte der Arzt, nachdem er sein Werk noch einmal anerkennend geprüft hatte, die alles kleidsam verdeckende schwarze Seidenbinde mit Nadeln fest. Er erklärte, auch er sei mit der Reise nach Amsterdam nicht ganz einverstanden, aber er habe schon, für alle Fälle, einen ihm befreundeten holländischen

Chirurgen mit den nötigen Instruktionen versehen, und er selbst würde gewiß nicht imstande sein, Herrn Faber von der Erfüllung einer Pflicht, in einer offenbar wichtigen Sache, abzubringen.

»Glaubst du«, fragte sie, wie zur Revanche für seine Stichelei, den nun aus der hygienischen Behandlung entlassenen Faber, »daß dein Herr Lorenz Münch, den du gerettet hast, dir dankbar sein wird?« – »Nein, ich glaube es nicht.« Er antwortete, als ob er dazu den Schwurfinger hochheben wollte, mit einer scherzhaften Feierlichkeit. Aber man konnte aus dem Scherz auch heraushören, daß er im allgemeinen und in diesem besonderen Fall von der menschlichen Dankbarkeit nicht allzuviel hielt.

Der Arzt packte sein Handwerkszeug zusammen. »War dieser Lorenz Münch – es ist doch der Sohn des Philologen in Jena – nicht ein Theosoph oder sogar ein Anhänger von Schrenck-Notzing und all den

unwissenschaftlichen Ideen?« – »Ja, und er wollte damals das ganze Bataillon dazu bekehren, nur nicht mich. Ich erschien ihm als ein ungeeignetes Objekt. Als wenn die Leute nicht schon genug marschieren mußten, predigte er ihnen auch noch die Seelenwanderung. Er ist ein wenig davon abgekommen, jetzt ist er ganz links. Er gehört zu den Menschen, die in jedem Jahr einen neuen Glauben oder ein neues Schlagwort brauchen, dagegen läßt sich nichts machen, und er ist immer überzeugt.«

Dina Holgers betrachtete aufmerksam eine Photographie, die eingerahmt an der Wand hing, das Bild eines breitschultrigen, hartknochigen Mannes mit einem stattlichen, dichten, nicht flockig wehenden Försterbart. »Ihr Vater?« fragte mit taktvoller Vermeidung neugieriger Zudringlichkeit der Arzt. – »Ja, er war der Gastwirt vom ›Grünen Baum‹.« – »Und er war über siebzig Jahre alt, als das geschah?« Auch diese Frage sollte nicht indiskret klingen.